



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Religiöse Studien eines Weltkindes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vollender und gottesfürchtiger Monarch zu vergönnen bereit ist, wenn sie sich gehorsam regieren lassen. Wer sich aber an diesem Ideal nicht genügen läßt und doch auch das sozialistische nicht für das richtige hält, den suchen wir — das ist unsre zweite Absicht — zum Nachdenken darüber zu bringen, ob nicht die Behauptung, die Zeiten des Selbstgovernment seien ein für allemal vorüber, vorschnell ist; ob es nicht noch Mittel und Wege giebt, sie, natürlich in zeitgemäßer Form, wieder herzustellen. Wir suchen also jene Revolution der Ideen anzubahnen, von der Lothar Bucher sagt, daß ohne sie keine politische Revolution zur Wiederherstellung der Freiheit führen könne.



Religiöse Studien eines Weltfindes



Ich habe, wie ich mit einiger Befangenheit gestehe, für Bücher manchmal einen sehr willkürlichen und unlogischen Einteilungsgrund. Ich scheide sie dann nicht nach dem Gebiete, das sie behandeln, nach der Etikette, die man ihnen anheften muß, um sie in den Schubfächern der Wissenschaft oder der schönen Literatur reinlich unterzubringen, sondern einfach darnach, ob sie etwa an einem stillen, behaglichen Sonntagnachmittag gut zu lesen sind oder nicht; ja in einer jener tadelnswerten Anwendungen, wo wir die Stufen der Rangordnung für etwas besseres ansehen und ungehörigerweise verallgemeinern, habe ich diesen Sonntagskindern der Buchdruckerkunst sogar das oberste Brett in meinem Bücherschrank eingeräumt. Da stehen sie nun bunt durch einander, die religiösen und die „heidnischen,“ ihr Herzschlag ist so verschieden wie ihr Mittel, und doch erscheinen sie mir, wenn ich sie mustere, in einer schönen Uniform, und der Geist, der mir aus ihnen entgegenkommt, gehorcht für mich demselben Kommando. Aber diese Worte sind vielleicht unvorsichtig gewählt. Denn mancher, der sie liest, könnte mich darnach für einen jener geistigen Reserveleutnants halten, für die alles nach einem unantastbaren, heiligen Reglement geht, die mit den eignen und mit fremden Gedanken wie mit Rekruten exerciren und es mit dieser Kompagnie vielleicht zu ganz korrekten, aber nie zu bedeutenden Vorstellungen bringen, die noch schlimmer sind als der schlimmste wirkliche Reserveleutnant, für den das bürgerliche Leben nur ein Anhängsel an seine Uniform und sein Dasein als Mensch nur ein latentes Dasein als Leutnant ist. Also nicht aus solchem Geist heraus sehe ich die Garde, die ich mir für den Sonntagnachmittag eingestellt habe, in gleichem Schritt und Tritt einhergehen; sie gehorcht aus eigener Natur demselben Klange, jenen

Tönen, die überall zu hören sind, wo sich ein freier und tiefer Geist über die Enge der Alltagswünsche und der Werktagsarbeit erhebt und dem Ewigen zustrebt, in das zuletzt doch unser aller Leben münden muß. Und eben deshalb, weil aus ihnen in hundertfach verschlungenen Afforden dieselbe ewige Melodie tönt, sind mir jene Bücher Sonntagskinder und Sonntagsbücher.

In den letzten Tagen nun habe ich in dieses besondere Fach meiner Bibliothek ein neues Buch eingereiht, von dem ich wünschen möchte, daß es einen Ehrenplatz in jeder guten Bücherei fände; es sind die Religiösen Studien eines Weltkinds von W. H. Riehl.*) Von der seltenen Kunst, die höchsten Gedanken in der schlichtesten Form zu sagen, geistreich zu sein, indem man natürlich ist, und eigentümlich, indem man vom Altbekannten und scheinbar Selbstverständlichen spricht — von dieser Kunst hat Riehl stets ein volles Maß sein nennen dürfen, sie ist es, die allen seinen Werken den naiven Reiz, den behaglichen anheimelnden Ton giebt. Und diese Kunst ist ihm jung geblieben, obgleich er uns nun seine „Religiösen Studien“ als ein Einundsiebzigjähriger bietet. Wie er selbst sagt, hat er sich das Manuskript seines neuesten Buches selbst zu seinem siebenzigsten Geburtstag beschert. In seiner Studentenzeit, die er einsam und in den bescheidensten Verhältnissen durchlebte, hatte er zu seinem Geburtstag keine Geschenke zu erwarten; dafür beschenkte er sich selbst, indem er sich „ein recht friedensvolles Quartett von Haydn für Klavier auszog oder eine kleine Landschaft nach der Natur zeichnete, ein paar bedenkfame Verse dichtete oder auch den ganzen schönen Waidtag mit einem großen Stück Brot in der Tasche durch die Wälder streifte.“ Diesen schönen Brauch der jungen Tage nahm er im Alter noch einmal auf, mitten in einer trüben Zeit, da ihn ein Augenleiden, der graue Star, heimsuchte. Er mußte sein Buch diktieren, und eine seinem Haus befreundete Dame versah den Dienst des Schreibers. Das Diktieren wurde ihm schwer; „ich habe, gesteht er, allezeit Selbsthilfe geübt und gepredigt und passe darum schlecht in eine Zeit, wo jedermann nach Staatshilfe schreit. Frauenhilfe kann man sich jedoch gefallen lassen. Und weil mich meine Schreiberin täglich erbarmungslos zum Schreibtisch führte, auf strenges Ausshalten der Schreibstunden drang und nachher im Gespräch immer wieder zu dem behandelten Gegenstande trieb, so nannten wir sie, eine Schwäbin und obendrein eine Stuttgarterin, zuletzt nur noch »das Treiberle.«“ Man muß diesem „Treiberle“ für seine Hartnäckigkeit dankbar sein, es hat mit seiner beharrlichen Hilfe — in nichts sind ja die Frauen so konsequent wie darin — ein herzerfreuendes Werk gefördert.

„Religiöse Studien“ nennt Riehl sein Buch. Er weiß zwar: „wer es heutzutage keinem Menschen recht machen will, der muß über religiöse Dinge schreiben und das Geschriebne drucken lassen,“ aber er weiß auch, „daß es

*) Religiöse Studien eines Weltkinds. Von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta.

heutzutage sehr dankbar ist, über religiöse Dinge zu schreiben, weil die Teilnahme dafür seit Jahren in stetigem Wachsen begriffen ist und zusehends immer allgemeiner wird.“ Und als ein „Weltkind“ will er zu uns sprechen, denn er kennt nur einen weltfreundigen Glauben, dem das Leben kein Leiden und die Erde kein Jammerthal ist, der das Leben liebt und alles Leben ehrt, der dieser Erde froh ist und der Menschheit froh ist, die trotz aller ihrer Mängel doch nicht bloß eine Schar von armen Sündern ist. Der Fromme in seinem Sinne muß als ein feiner und gebildeter Mensch unter den Kindern der Welt leben, nur dann ist er mit Geschmack fromm, und „Geschmack sollen auch fromme Leute überall zeigen, nur kein »Geschmäcke.«“ Als ein Weltkind redet Riehl, wenn man so will, auch deshalb zu uns, weil er nicht theologisch redet, und ich muß gestehen, dieser Vorzug seines Buches ist für mich nicht der geringste. Wir bekümmern uns so viel um Theologie und so wenig um Religion! Nicht als ob Riehl nicht auch theologisch sein könnte, wenn er wollte, hat er doch Theologie studirt. Er wünschte von früh an, Pfarrer zu werden, am liebsten Dorfpfarrer. Zwar schien ihm immer der Bauernstand der unabhängigste zu sein; von ihm dachte er mit dem Simplicissimus:

Es ist doch alles unter dir,
Denn was die Erde bringt herfür,
Wovon ernähret wird das Land,
Geht dir anfänglich durch die Hand.

Aber ein Bauer konnte er nicht werden, und so wollte er wenigstens unter Bauern leben, sein Pfarrgütchen und seinen Pfarrgarten bauen, „natürlich mit Beihilfe einer Pfarrerin,“ und dort sich der Unabhängigkeit des Dorfgeistlichen freuen, die dieser einmal — hatte. Er wollte zugleich seinen künstlerischen Neigungen leben, da die Pfarrer dazumal „trotz ihres knappen Gehalts doch über einen großen Reichtum verfügten, über ungeheuer viel freie Zeit.“ Aber nicht bloß das wollte er, ihn trieb im tiefsten der Wunsch, sich im geschlossenen Wirkungskreis in das religiöse Leben zu vertiefen, es auch in andern zu erwecken und zu läutern. Er brachte diesen Wunsch aus dem elterlichen und großelterlichen Hause mit. „Wir sind die Kinder unsrer Eltern und die Kinder unsrer Zeit. Viele Menschen entwickeln sich als Kinder ihrer Zeit trotz ihrer Eltern, andre durch ihre Eltern.“ Bei Riehl war beides der Fall. In seiner Mutter und deren Vater trat ihm die ausflutende alte Zeit entgegen mit ihrer naiven Frömmigkeit, ihrer Zufriedenheit in einem äußerlich engen Kreise, der darum durchaus nicht geistig eng war; sein eigner Vater lebte in einem andern Geiste, dem Geiste einer neuen Zeit, in deren Geburtsjahr, 1789, er geboren war.

Riehls Großvater, Johann Philipp Giesen, war anfänglich Schulmeister in Marnheim am Donnersberg gewesen, dann in den Hofdienst getreten bei dem Fürsten von Nassau-Weilburg. Als sein Herr in den neunziger Jahren

des vorigen Jahrhunderts sein linksrheinisches Gebiet verlor, mußte Giesen nach Weilburg an der Lahn auf das rechte Ufer des Rheins übersiedeln und seinen Umzug mitten durch die kämpfenden französischen und deutschen Heere bewerkstelligen, unter großen Gefahren und in äußerster Not, denn sein älteres Kind, ein Knabe, war blind, seine Tochter, nachmals Niehls Mutter, am Scharlach erkrankt, Giesen selbst bekam ein heftiges Fieber und lag nun zwischen seinen Kindern auf dem armseligen Fuhrmannswagen, neben dem nur seine Frau ungebeugt einherschritt. Als herzoglich nassauischer Haushofmeister war dann Giesen in Wiebich thätig, und dort trat er am Ende auch in den Ruhestand. Es ist ein liebenswürdiges, anmutendes Bild, das Niehl von diesem Manne entwirft, der nach dem Tode seiner Frau und seines Sohnes mit den beiden Enkelkindern noch einmal jung wurde, der für alle Notleidenden eine offene Hand hatte und ihnen auf bloße „Handschrift“ unverzinslich mit größern oder kleinern Darlehen aushalf, nicht unglücklich und nicht enttäuscht, wenn die Leute die Rückzahlung ganz vergaßen, denn, sagte er, „es ist immer besser, zu gut zu sein als zu schlecht.“ Niehl führt einen großen Teil seiner religiösen Erziehung, die Wanderlust, das Stück von einem Schulmeister, das lebenslang auch in ihm gesteckt habe, auf seinen Großvater zurück.

Von ganz anderer Art war Niehls Vater, Friedrich Wilhelm Niehl. Ein rastloser Geist, von ungewöhnlichen Gaben, und doch ohne die wichtigste, die Gabe, glücklich zu sein und glücklich zu machen, war er zugleich ein Humorist, der andre durch Witz und Lanne erheiterte, während er selbst hätte weinen mögen, der sich tragisch in sich selber verzehrte und auch tragisch geendet hat — durch eigne Hand. Friedrich Wilhelm Niehl hatte das Weilburger Gymnasium mit Auszeichnung durchlaufen, da verarmten in den harten Kriegszeiten seine Eltern immer mehr, und anstatt sich einem gelehrten Berufe hingeben zu können, wie er es sich träumte, mußte er Tapezierer werden. Der Riß, der durch sein Leben ging, nahm hier seinen Anfang. Immerhin aber wurde er Tapezierer auf seine besondere Art. Als seine Lehrzeit in Frankfurt a. M. zu Ende war, ging er nach Paris und nahm dort in den Jahren 1808 bis 1812 eine Stellung an in einem der großen Geschäfte, die die Ausstattung der Schlösser Napoleons besorgten. Da bildete er nicht nur seine musikalischen Fertigkeiten und seinen künstlerischen Geschmack, er begeisterte sich auch für die große Revolution als einen Akt der Selbstbefreiung der Völker und der fühnenden Gerechtigkeit, für den größern Sohn dieser großen Zeit, für Napoleon, den er manchmal beobachten konnte, wie er prüfend und befehlend durch die in üppiger Umgestaltung begriffnen Gemäcker seiner Paläste schritt. Diese Begeisterung hielt er fest, auch nachdem er in die Heimat zurückgekehrt und in Wiebich als Schloßverwalter des nassauischen Herzogs angestellt worden war. Eine Zeit lang befriedigte die neue Thätigkeit den Unruhigen, da er sich in dem Getriebe des nassauischen Hofes wohl zurecht fand. Schon als

Knabe der Spielgenosse des Herzogs, hatte er das ganze Vertrauen seines Herrn; zugleich konnte er bei der Umgestaltung seines Wiebricher Schlosses seine mannichfachen Gaben und seinen Geschmack in der Dekoration entfalten. So wuchs er bald hinaus über seine eigentliche Stellung, und eine nassauische Prinzessin konnte später einmal zu Riehl dem Sohne sagen: „Ihr Vater war nur Schloßverwalter, aber er war der gebildetste Mann am Hofe.“ In der That hatte Friedrich Wilhelm Riehl eine ungewöhnliche Bildung. Er las ab und zu einen lateinischen Autor im Urtext, verfolgte eifrig die französische Litteratur, legte sich eine kleine Gemäldesammlung an, und vor allem pflegte er die Musik. Er gründete mit einigen Künstlern der Hofkapelle ein Streichquartett, bei dem er selbst mit Meisterschaft das Violoncell spielte. Aber diese gute Zeit war nicht von langer Dauer. Es kam ein neuer Hofmarschall, der alles nach eigenem Ermessen durchführte, und da der Schloßverwalter bisher fast an völlige Selbstständigkeit gewohnt gewesen war, so reichte sich jetzt für ihn ein Konflikt an den andern. Bald machte ihm auch ein schwerer Unglücksfall, von dem er ein nervöses Leiden davontrug, die fernere Führung eines anstrengenden Amtes unmöglich, und so wurde er an einen stillen Ruheposten versetzt als Verwalter des nassauischen Stammschlosses Weilburg. Dort, wo ihm seine Thätigkeit, das bewegtere Leben und vor allem sein geliebtes Quartett fehlte, steigerte sich sein Nervenleiden, und in einem heftigen Anfall des Leidens starb er am 9. Juni 1839 durch eigne Hand.

Was dieser Mann für den Sohn war, das faßt der Sohn zusammen in die Worte: „Ohne den Vater und das Wiebricher Jugendleben würde ich weder ein Novellist noch ein Kulturhistoriker geworden sein.“ Man darf hinzufügen: ohne die Mutter und den Großvater wäre er nicht Theologe geworden. Zwei Jahre nach jenem unglückseligen Ereignis bezog er als Theologe die Hochschule, mit den bescheidensten Mitteln, aber mit dem reichsten Willen, den schönsten Hoffnungen. „Ich kam, erzählt er, als ein unbefangener, für die Wissenschaft begeisterter Student zur Universität, die mir als ein Tempel geheimnisvoller Weisheit erschien, welche sich nun meinem Auge entschleiern sollte. Die Hohenpriester dieses Tempels waren die Professoren, zu denen ich mit Verehrung aufblicken zu müssen glaubte. Hatte ich doch bis dahin in meinem Leben noch keinen Universitätsprofessor gesehen. Die schlechtesten Studenten sind die übergescheiten, blasirten, die von vornherein alles besser wissen wie ihre Lehrer, sie sind noch um etwas schlechter als die ganz Dummten. Ich bin niemals ein blasirter Student gewesen; ich wußte, daß ich nichts wußte, und hatte die Absicht, etwas zu lernen.“

In den Jahren 1841 und 1842 studirte nun Riehl in Marburg, später in Tübingen und Gießen Theologie, vor allem Kirchengeschichte, die aber für ihn sich erweiterte zur Geschichte der Religion und der Kultur überhaupt. Durch die Kirchengeschichte wurde er zum Kulturhistoriker. Am meisten Einfluß

auf ihn gewann dabei die Kirchengeschichte von Karl Hase, dessen freier und weiter Blick, dessen Stil namentlich ihm als Muster erschien. Um den jungen Studenten der Theologie sammelte sich bald ein Kreis von Freunden, denen er eine heiter anregende Geselligkeit und manche Förderung in seinen philosophischen Bestrebungen verdankte, die sich besonders auf Hegel erstreckten. Zu guter Letzt freilich machte er sich seine eigne Philosophie. Ihm war Vergangenheit und Gegenwart der Menschheit der große geistige Kosmos, dessen Ursache und Ursprung wir nicht ergründen, dessen letzte Ziele wir nicht begreifen können, obgleich wir ewig darnach fragen und forschen werden. Diese Philosophie drängte ihn zugleich immer wieder zur Religion als dem Glauben an das Walten des Geistes Gottes in den unergründlichen Rätselfn der Menschheit, und seine Freunde lächelten manchmal darüber, daß er keinen Widerspruch zwischen dem philosophischen Denken und seinem vom Großvater ererbten kirchlichen Glauben zugestehen wollte, daß er „wie ein Professor kritisierte und systematisierte, um schließlich wie ein Bauer zu glauben.“

Riehl war ein armer Student, sein ganzer „Wechsel“ betrug dreihundert Gulden. Er konnte sich nicht viel Bücher kaufen, daher las er die wenigen, mit denen er sich begnügen mußte, desto öfter und lernte sich mit dem langsam Gelesenen nachhaltig zu beschäftigen und sich dabei seine eignen Gedanken zu machen; er konnte in den Ferien keine weiten Reisen unternehmen, daher durchwanderte er die nächsten Berge und Thäler, und weil ihm der Aufenthalt in den Städten zu teuer war, lebte er sich um so gründlicher in den Dörfern ein und „lernte den deutschen Bauersmann kennen — alles zu billigsten Preisen.“ Auf diese Weise wurde ihm die Armut zum innern Reichtum. „Ich kam so ganz von selbst, sagt er, zu zwei Hauptaufgaben meines Lebens, die darin bestanden, das Leben des Volks persönlich zu beobachten und nach dem Leben zu malen, mir aber dabei auch immer zugleich meine eignen Gedanken zu machen, die um so weiter in Vergangenheit und Gegenwart umherflogen, je begrenzter der Kreis meiner Beobachtungen war.“ Ein so betriebnes Studium ist kein Brotstudium und macht den Menschen tauglich zu mancherlei, was außerhalb des erstrebten Amtes liegt. Ein Dorfpfarrer wollte Riehl sein, als er 1843 zu Herborn sein theologisches Examen ablegte; ein Kulturhistoriker auf einem akademischen Lehrstuhl fernab von der Beschaulichkeit der ländlichen Stille ist aus ihm geworden.

Nicht nur mannichfaltige äußere Umstände waren schuld daran, sondern eben jenes Unabhängigkeitsgefühl, das ihn wesentlich mit bestimmt hatte, Theologe zu werden. Von seiten der neu aufkommenden hessischen Orthodoxie wurde damals das junge hegelianische Volk, dem man auch Riehl ohne weiteres zählte, nicht weniger mit Mißtrauen betrachtet als von seiten der alten Rationalisten. „Jetzt bekommen wir gar einen Hegelianer in unsre Kirche,“ klagte ein rationalistischer Pfarrer vom Westerwald, als er mit Riehl zusammentraf,

und da sich dieser gegen einen solchen Titel verwahrte, die Bedeutung der Hegelschen Philosophie aber in Schutz nahm, meinte der Alte: „Wenn Sie nach Jahren einmal Pfarrer auf dem hohen Westerwald sind, dann werden Sie sehen, daß da droben tage- und wochenlang die dicksten Nebel liegen, so dick, daß sie einem manchmal in die Suppenschüssel fallen, und Sie werden dann nicht nötig haben, sich zu dem natürlichen Nebel auch noch einen künstlichen philosophischen zu machen.“ So beschloß denn Niehl im Frühjahr 1844, sich der drohenden Enge zu entziehen und ganz dem Studium unsers Volks und seiner Gefittung zu leben. Es wurde ihm nicht leicht, diesen Entschluß zu fassen. Seine alte Mutter, die noch lebte, mag unglücklich darüber gewesen sein, daß ihr Sohn so nahe an einer gewissen und ehrenvollen Zukunft ins Ungewisse hinein ein neues Studium begann. Und dann — Niehl war ein armer Student gewesen, er mußte für die nächsten Jahre, wenn er seinen Plan ausführte, ein armer Privatgelehrter sein — nicht Privatdozent, denn, meint er, „um den Weg eines solchen einschlagen zu können, muß man meines Erachtens entweder ein Genie oder ein reicher Mann sein. Für das eine hielt ich mich nicht, und das andre war ich nicht.“ Auf eins konnte er sich bei seinen Berechnungen für die kommende Zeit einigermaßen verlassen, auf den Ertrag seiner litterarischen Arbeiten. Er hatte in den letzten Semestern kleine musikalisch-geschichtliche Aufsätze geschrieben, aus denen später die „Musikalischen Charakterköpfe“ hervorstüben, dazu Wanderbilder, Vorläufer von „Land und Leute,“ und endlich mehrere Novellen, von denen er sagt, daß sie Gott Lob kein Mensch mehr kenne, er selber auch nicht. Diese Thätigkeit hoffte er fortzusetzen und sich dadurch zu erwerben, was er brauchte.

Ein „Litterat“ also wurde aus dem Einundzwanzigjährigen, der einst mit so schwärmerischer Begeisterung von einer Landpfarre geträumt hatte. Mit idealem Sinn erfaßte Niehl auch den neuen Beruf; er wollte nicht ein kluger Praktiker sein, nicht ein Tageschriftsteller nach dem Geschmack und dem Kommando des Publikums, sondern ein unabhängiger Mann, der nur schreibt, wenn er von sich aus etwas zu sagen hat. Ihm barg „das heute so abgegriffne Wort »Litterat« den Inbegriff der freiesten Geistesarbeit, des persönlichsten Berufs, bei welchem der Mann das Amt macht und nicht das Amt den Mann.“

Es ging mit der litterarischen Thätigkeit besser, als Niehl zu hoffen gewagt hatte; er bestand die „nicht gefahrlose Schule“ des Journalisten, beobachtete dabei in täglicher Anschauung das politische und soziale Leben, schrieb trotz seines wechselnden Amtes seine „Naturgeschichte des Volks“ und war zehn Jahre nach seinem Abschied von der Theologie bereits Universitätsprofessor in München. „Vom Leben zum Schreiben, vom Aufsatz zum Buche und durch das Buch zum Universitätsprofessor“ — so bezeichnet Niehl den Weg, den er genommen hat.

Seine theologischen Studien waren ihm auch auf dieser Bahn unverloren. Sie hatten ihm nach seinem eignen Geständnis nicht bloß eine wissenschaftliche Methode gegeben, sondern zugleich die Fähigkeit, in allen Erscheinungen des Menschenlebens auch die bewußt und unbewußt bleibende Kraft der Religion zu erfassen; er selbst war durch sie religiöser geworden. Und so geht durch alle seine Bücher ein religiöser Zug, und er hat mit ihnen nach dem Wort eines seiner Jugendfreunde eindringlicher gepredigt, als wenn er auf der besten nassauischen Kanzel gestanden hätte. Diese Wirkung übte er, weil er eben nicht predigen wollte, sondern nur schlicht aussprach, was er dachte, weil er keine „Tendenz“ verfolgte. Auch in seinem neuesten Buche nicht, in seinen „Religiösen Studien.“ Er hat deren Inhalt schon seit Jahrzehnten mit sich herumgetragen, schon seit der Zeit, wo er die „Familie“ und die „Deutsche Arbeit“ schrieb; sie sind Geschwisterkind mit diesen beiden Büchern und also von echt Riehlscher Art.

Auf einem weiten Umwege bin ich zu dem Werke zurückgekehrt, von dem ich ausgegangen bin, und dabei doch immer innerhalb des Buches selbst geblieben, bei den Kapiteln, in denen Riehl ein gutes Stück seiner Lebens- und Geistesgeschichte erzählt. Eben aus den persönlichen Erlebnissen dieses „Weltfindes“ erwächst dem Leser der rechte Sinn für dessen religiöse Studien; aus ihnen klingt ihm immer wieder der Grundgedanke der ganzen Schrift entgegen, der Gedanke der religiösen Versöhnung, der Gewißheit, daß uns die Religion „dem Leben nicht entfremdet, noch gar mit dem Leben entzweit, sondern uns das Leben erst recht lebenswert macht.“ Und gerade in diesem Grundgedanken wird das Buch Lesern der verschiedensten Richtung etwas fein und auch die sonst Getrennten verbinden können. Es wächst ja, wie Riehl sagt, „das gemeinsame Bedürfnis des Trostes, des Friedens und der Erlösung, und die Gemeinsamkeit dessen, was wir suchen, bildet oft ein stärkeres Band als die Gemeinsamkeit dessen, was wir besitzen.“

Religiöse Fragen sind ewige Fragen, sie zielen nicht nur auf das Ewige, sie werden auch nie verschwinden; sie sind zugleich die—theuesten Zeitfragen, und sie werden naturgemäß vielfach zu kirchlichen Fragen, da wir die Religion als Angehörige bestimmter Kirchen haben. So redet denn Riehl in seinen „Religiösen Studien“ von „Ewigen Fragen,“ von „Zeitfragen,“ von „Kirchlichen Fragen.“

Es ist hier nicht möglich, seine Gedanken eingehend zu verfolgen, nur einzelnes möchte ich streifen.

Mit dem „Herrscher Tod“ beginnt er, denn „der Tod ist die mächtigste bewegende Kraft in allem menschlichen Leben,“ mit ihm ringen wir in all unsrer Arbeit. „Den Kampf ums Dasein teilt der Mensch mit dem Tiere, aber den Geisterkampf gegen den Tod hat er für sich allein.“ In diesem Kampfe befriedigt ihn nicht die „irdische“ Unsterblichkeit, sein Auge sucht hin-

durchzudringen durch das dunkelste Geheimnis, das des Sterbens, und blickt aus nach einem ewigen Leben. „Ich gehe, das große Vielleicht zu suchen,“ sprach Voltaire im Verschiden, dieses „große Vielleicht“ jenseits des Todes ist es, das uns nicht losläßt, und das wir in ahnendem Geist, in gläubigem Schauen verwandeln in ein größeres Gewiß.

In geistvollen Gedanken schreitet Niehl weiter; Ernst und Humor rücken wie immer bei ihm dicht neben einander. Wir erforschen die Naturgesetze, aber wir wissen nicht, „woher diese Naturgesetze gekommen, wie sie entstanden sind. Wir stehen da wieder vor einem ersten und letzten Rätsel, und wo wir vor einem solchen Rätsel stehen, da stehen wir allemal — vor Gott.“ Als Gottes Widerpart denkt sich der naive Glaube den Teufel. Hat sich der Humor nicht an Gott hingewagt, so hat er sich desto mehr des Teufels bemächtigt, und der Teufel selbst wird zu Zeiten humoristisch. Er ist der „dumme Teufel,“ obgleich er sehr geschickt ist, der „arme Teufel,“ obgleich er den größten Mammon hütet, der „lahme, der hinkende Teufel,“ obgleich der „lüstige Teufel“ doch sehr geschwind ist, der „geprellte Teufel,“ obgleich er weit öfter selbst prellt als geprellt wird. Er ist überhaupt nicht ganz so schwarz, wie er aussieht, und hat allerlei Geschicklichkeit und Gewandtheit, um die ihn mancher gute Christ beneiden kann. „Teufelisch“ — das ist freilich stets zu verabscheuen, „verteufelt“ — das kann eine ganz wünschenswerte Eigenschaft sein. Und das „Dämonische,“ ein Wort, das gleichfalls auf den Teufel zurückweist, nur nicht auf einen deutschen, sondern auf einen gebildeten, griechisch verkleideten, bezeichnet gerade nach dem gegenwärtigen Gebrauch etwas sehr rühmliches. „Der Geschmack wechselt. Im achtzehnten Jahrhundert pries man besonders das Engeltgleiche, oder wie man damals sagte, das »Englische.« Der Zopfbichter besang sein »englisches Mädchen,« wohl gar in »englischen« Versen. Unserer Jugend wird ein dämonisches Gedicht besser gefallen, welches ein dämonisches Mädchen besingt, ja eine rechte Hexe von einem Mädchen.“

Von besonderm Reiz ist das Kapitel „Christus in Kunst und Geschichte.“ Christus in der Kunst! Von den religiösen Bildern Uhdes geht Niehl aus und erörtert die Aufgabe, Christi Erscheinung künstlerisch zu gestalten. „Sollen wir Christus in altertümlicher Stilweise darstellen? Christus ist unser eigen, Christus ist ewig jung. Sollen wir uns ihn im Gewande unsrer Zeit verkörpern? Oder sollen ihn gegenteils als das Kind seiner Zeit und seines Landes malen? Er gehört allen Zeiten und allen Ländern. Sollen wir Christus im Glanze der edelsten Schönheit, in strahlender Herrlichkeit abbilden? Er trug die Leiden auch des Ärmsten und Niedrigsten. Sollen wir Christus als den Armen unter Armen gestalten? Er ist der mächtigste Herrscher, den die Weltgeschichte kennt. Die Kunst ist nur groß in der Schranke, für das Allumfassende versagt ihr die Sprache. Auch die größten Künstler haben immer nur ein Bruchteil Christi zu zeichnen vermocht, niemals den ganzen Christus.“ Und Christus in der Geschichte!

Wir haben von ihm keine regelrechte Biographie. Die Evangelisten erzählen uns von seiner äußern Erscheinung und seinem Lebensgange weit weniger, als wir wissen möchten. „Bei dem dürftigsten curriculum vitae für den Personalakt eines kleinen Beamten verlangen wir heute statistische Notizen, welche die Evangelisten für den Welttheiland aufzuzeichnen vergessen haben. Methodisch geschulte wissenschaftliche Historiker sind diese Männer ganz gewiß nicht gewesen. Und es ist gut, daß sie 's nicht waren. Wir würden sonst über hundert kleinen Außerlichkeiten des Lebenslaufs ihres Meisters jenen überwältigenden Gesamteindruck des Menschensohns verlieren, dem die Lehre That und die That Lehre war.“ Christus hat auch keine Selbstbiographie geschrieben. „Heute denkt wohl mancher, wie schön wäre es doch, wenn uns Christus eine genaue Selbstbiographie hinterlassen hätte und ein Handbuch seiner Lehre, nach Paragraphen und Kapiteln geordnet, etwa mit einem Anhang, der auch noch die christliche Kirche im Grundriß darstellte.“ Aber dieser Mangel ist ein Vorteil: nur durch die Freiheit, die uns so gegeben ist, Christi Lehre aus eigener Kraft zu erringen und in uns durchzubilden, hat das Christentum die Welt erobert, ist Christus seit den Tagen seines Erdenlebens den wechselnden Geschlechtern der Menschen unverloren geblieben.

Weiter spricht Niehl vom Glauben und Wissen, von der „Sphinx der Mystik“, die in aller Religion sitzt, „wacht sie nicht, so schlummert sie darin“, von „alten und neuen Kopfhängern“: von den religiösen, die sich dieser Welt nicht zu freuen vermögen, die „den lieben Gott nicht kennen, sondern nur den strengen Herrgott“, von den philosophischen des modernen Pessimismus und von denen, die zwischen beiden stehen, wie jener hochgestellte Pastor des vorigen Jahrhunderts, der in einer Versammlung seiner Amtsbrüder die ungeheure, stets wachsende Schlechtigkeit der Menschen und der ganzen Welt schilderte und zuletzt seufzend und leise mit gewichtigem Nachdruck sagte: „Selbst in Gott entdecke ich Fehler!“ Bauer und Arbeiter mit ihrem religiösen, ihrem sozialen Denken werden uns geschildert, aber auch die „gebildete Gesellschaft“, die international ist, die ihre gemeinsamen Moden und Sitten, ihren gemeinsamen Rock und ihre gemeinsame Küche hat, sich einig weiß in einer gewissen Summe des Wissens, in gewissen sittlichen und humanen Grundsätzen. „Die Bürger der gebildeten Welt erkennen einander an diesen Dingen wie die Freimaurer an ihren Erkennungszeichen, sie bilden in der That eine Art unsichtbare Loge, und die eigentlichen Tempel derselben sind die großen internationalen Gasthöfe, nicht die Wirtshäuser, die vielmehr landsmännischen Charakter tragen.“ Wer zu diesen Gebildeten gehört, das ist nicht so einfach zu sagen. In Dachau freilich hat man das vor Jahren sehr oft entschieden. Am Eingange des dortigen Schloßgartens stand damals eine Tafel mit der Aufschrift: „Nur Gebildeten ist der Eintritt in den königlichen Hofgarten gestattet.“ „Ich habe, erzählt Niehl, diese Tafel nachdenklich gelesen und mich zunächst gefragt, ob

ich selbst eintreten dürfe. Die Verfügung war ohne Zweifel sehr liberal gefaßt; denn wer sie lesen konnte, der hielt sich schon um deswillen für einen Gebildeten und trat ein; wer aber so ungebildet war, daß er nicht einmal lesen konnte, der wird sich um die Tafel gar nicht bekümmert haben und gleichfalls eingetreten sein. Allein so hatte es der Verfasser der Aufschrift doch wohl nicht gemeint. Und ich wollte doch nicht eintreten, bevor ich mir klar geworden war, was eigentlich unter den »Gebildeten« zu verstehen sei. Vor der Thür stand eine Bank unter einer prächtigen alten Esche. Dort setzte ich mich nieder und behielt die Tafel fest im Auge, um mit ihrer Aufschrift meinen Grundtext immer festzuhalten und über die Thatsache nachzusinnen, daß heutzutage die »Gebildeten,« für welche die Statistik keine Ziffer hat, bereits eine polizeiliche Gruppe bilden — wenigstens in Dachau.“

Der Kirche widmet Niehl eine Reihe von Betrachtungen. Denn ist es „nicht leicht, richtig in die Kirche hineinzukommen — richtig um die Kirche herumzukommen ist auch eine schwere Kunst.“ Die Kirche ist am mächtigsten, wenn sie nicht herrschen will; der größte Beherrscher der Geister ist Christus, obgleich und weil er keine äußere Herrschergewalt gepredigt und eingesetzt hat. Auf der Macht der Predigt beruht zum guten Teil die Macht wenigstens der protestantischen Kirche. Aber die Wirkung der Predigt ist nicht mehr dieselbe wie früher. Das frei gesprochne Wort wird stets seine Kraft, seinen Zauber üben, allein diese Kraft war viel größer, als man es noch seltener, ja fast allein in den Kirchen vernahm, als der einzige Mann, der immer wieder mit freier Rede vor das Volk trat, der Pfarrer war. „Heute ist den Predigern eine ungeheure, fast erdrückende Konkurrenz erwachsen. Wir hören Reden und freie Vorträge überall und vermögen der Sintflut der öffentlichen Beredsamkeit oft kaum zu entinnen. Jedermann hält Reden vom Fürsten bis zum Arbeiter. Haben unsre Prediger in dem neuen Wettkampf von ihren Nebenbuhlern gelernt? Einzelne gewiß, die meisten kaum. Die Kanzelberedsamkeit erscheint mehr und mehr als eine besondere Stilgattung und Vortragsweise bis zum äußerlichen des Melos und der Stimme und des Tonsfalls neben der weltlichen. Nicht immer zu ihrem Vorteile. Und so spricht man von Predigermanieren und Predigerton im abschätzigen Gegensinne zu einer gesunden, frischen und natürlichen Vortragsweise.“ Eben diese natürliche Vortragsweise aber müßte gepflegt werden; zugleich muß sich der Prediger sagen, daß zwar seine Rede erfüllt sein soll von persönlicher Begeisterung, daß er aber seine Person nicht vordrängen darf, denn die vordringlichen Predigten sind nicht die eindringlichsten. Der Prediger soll auch nicht vergessen, daß kriegerische Kanzelreden ein zweischneidiges Schwert sind. „Vor dreihundert Jahren haben selbst Hofprediger oft genug ihren eignen Fürsten in hochbero Schloßkirche Strafreden über ihre fürstlichen Sünden ins Gesicht gesagt.“ Doch das war vor dreihundert Jahren. „Heute läßt sich kein

Schuster mehr vom Pfarrer öffentlich sagen, was sich damals ein Kurfürst sagen ließ.“

„An den Gräbern“ schließt Niehl seine religiösen Fragen. Ich hebe aus diesem Kapitel nur eine Stelle heraus. „Den Tod hat man umsonst, das Begrabenwerden ist hingegen sehr teuer geworden. Wir halten das Mortuarium des Mittelalters, den »Hauptfall,« »Bestfall,« kraft dessen beim Tode des hörigen Hausvaters das beste Stück Vieh dem Grundherrschaft abgeliefert werden mußte, für eine sehr grausame feudale Abgabe. Allein das Mortuarium, welches heute manche unbemittelte Familie beim Tode ihres Ernährers in der Form von Grabesankauf und Begräbniskosten leisten muß, ist häufig noch weit drückender.“

Ich habe versucht, von dem Reiz, dem Gedankenreichtum dieser „Religiösen Studien eines Weltkinds“ eine annähernde Vorstellung zu geben. Mit dem Tode beginnen diese bunten Studien, und an den Gräbern enden sie. Auch deshalb sind sie für mich ein Buch, nach Werktagslärm und Alltagshaft gut zu lesen am Sonntagnachmittag.



Jägerlatein

Von Friedrich Dösel

(Schluß)



Wenn Münchhausen in Rußland mit einem Schusse fünf Paar Enten, vier Rothälse und ein paar Wasserhühner erlegt und die Heldenthat mit den stolzen Worten begleitet: „Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Thaten,“ so haben wir hier wieder den schon aus dem glücklichen Fischfang des elsässischen Bauern Weigger bekannten Typus des massenhaften Erfolgs eines einzigen Anschlags. Er zieht sich in den mannichfachsten Variationen durch die ganze Zwischenzeit. So erzählt ein vielleicht aus ältern französischen Quellen schöpfendes Jesuitenbüchlein aus dem siebzehnten Jahrhundert, wie ein Bogenschütz, der nach drei auf einem Zweige sitzenden Holztauben zielt, einen Spalt in den Ast schießt, worin sich die Vögel fangen, während der weiter fliegende Pfeil einen Habicht aus der Luft holt, beim Fall einen Storch tötet und einen Fisch aufspießt, der im nahen Bach schwimmt. Damit noch nicht genug, erschlägt der Schütze mit dem herausgeschleuderten Fisch und Pfeil auch noch einen Hasen, der am Ufer hockt; und stolz fügt auch hier der Held hinzu: